

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Brigitte Giraud

Einen

Roman *Körper*

haben

*Aus dem Französischen
von Anne Braun*

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel ›Avoir un corps‹
im Verlag Éditions Stock, Paris 2013
© Éditions Stock, 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-002445-9

1 Rote Flecken breiten sich aus, sie brennen, entzünden die Haut und kriechen bis auf meine Wangen. Ich bin ein Hummer, in kochendes Wasser geworfen, der innerlich schreit und unfähig ist, seine Gliedmaßen zu bewegen. Jeder Atemzug ist eine unsägliche Anstrengung, ich ringe nach Luft, die das Feuer in meiner Kehle eindämmen soll. Ich höre das Wort »Scharlach«. Ich höre meine Mutter kommen und gehen, merke, wenn sie sich auf mein Bett setzt und mir einen feuchten Waschlappen auf die Stirn legt. Das Fieber ist an seinem höchsten Punkt, manchmal wird alles schwarz. Mein Vater kommentiert das Fortschreiten der Infektion und kann seine Besorgnis nicht verbergen. Er ist aus der Froschperspektive über meinem Bett zu sehen und schwört auf Penicillin.

Als die Krankenschwester kommt, tragen mich meine Eltern auf das Sofa im Wohnzimmer. Sie wollen vermutlich nicht, dass sie das Schlafzimmer betritt, wo mein Bett neben dem Elternbett steht. Die Trennwand zum Wohnzimmer lässt sich verschieben, ein Geräusch wie ein Donnerhall, der meinen Übergang vom Halb-

dunkel in die Helligkeit begleitet. Ich lege mich auf den Bauch, drücke die Pobacken zusammen, die gerade entblößt werden, und weiß, dass ich gleich die Zähne zusammenbeißen muss, weil ich ja ein tapferes Mädchen bin. Es ist eine stillschweigende Übereinkunft, ich weiß es instinktiv. Stolz bin ich bereits da. Ich muss die Komplizin meiner Eltern sein, um jeden Preis. Wir drei, verbündet im Haus der Würde. Als der kalte Wattebausch meinen Po berührt, wappne ich mich innerlich gegen den Schmerz, der mich gleich durchzucken wird. Es tut wirklich weh, wissen das die Erwachsenen überhaupt? Ich spüre, wie die Flüssigkeit unter meiner Haut austritt, zähflüssig, und sich dann verteilt. Ich muss es ertragen, damit ich geliebt werde und eine Heldin bin. Ich durchlebe alle Phasen, um die höchste Stufe des Podests zu erklimmen, und meine Belohnung besteht in einem Pfefferminzlutscher, den mir die Krankenschwester jeden Tag gibt. Ich muss insgesamt dreizehn Spritzen über mich ergehen lassen, sieben auf der einen und sechs auf der anderen Seite. Gut, dass man zwei Pobacken hat! Der körperliche Schmerz ist allerdings nicht das Schlimmste, es ist die Scham, halbnackt dazuliegen, weil mir das Nachthemd vor den Augen meiner Eltern hochgeschoben wurde und man meine nackten Pobacken sieht.

Anfangs ist mir nicht bewusst, dass ich einen Körper habe. Dass mein Körper und ich für immer zusammenbleiben werden. Ich weiß nicht, dass ich ein Mädchen bin, und ich sehe keinen Zusammenhang zwischen diesen beiden Dingen.

Anfangs tue ich, was man mir sagt, ich ziehe meine Strümpfe hoch, ich streichle keine Tiere, die ich nicht kenne, nehme von fremden Männern auf der Straße keine Bonbons an. Ich bin völlig unbewusst. Ich male Muster an beschlagene Fensterscheiben. Ich spiele mit Knetmasse, forme Männchen und Schlangen daraus, unzählige Schlangen, die ich zwischen den Händen rolle. Ich denke nicht. Ich esse, ich spiele, ich schlafe.

Ich klettere auf die Bänke in der Grünanlage, erklimme die Rutsche von unten, hänge mich an den Knien auf. Ich erprobe meinen Körper, eher in Shorts als in einem Kleidchen, ich springe von der obersten Treppenstufe, ich gehe in Kellerräume und tue so, als hätte ich keine Angst, ich setze mich über Verbote meiner Eltern hinweg, stoße die Türen mit einem kräftigen Fußtritt auf, bastle aus einem Stock eine Waffe und ein Messer, das ich Robi ausleihe. Ich spüre, dass ich mich wehre, aber ich weiß nicht, wogegen. Ich wehre mich gegen alles Mädchenhafte, weiß es aber nicht. Alles Zarte, Empfindsame. Ich bin ein Bulldozer, ein kleiner Fels, der

nicht weint, wenn er sich die Knie aufgeschürft hat. Der die Demütigung, vom Rad gefallen zu sein, für sich behält. Ich schiebe beim Gehen die Hände in die Taschen, sage »Mhmm«, ich sage »Schon klar«.

Vermicelle – Suppennudel, sagt meine Mutter, die nichts ahnt, kleiner Aal, dabei ist es eine Made. Kleines Tierchen, komm aus deinem Panzer hervor. Doch es hat Krallen, es ist ein wildes Tier, ein brüllender Königstiger. Nein, meine Tochter, du sollst nicht beißen, du musst aufhören, auf allen vieren zu gehen.

Meine Mutter weiß, dass ich einen Körper habe, sie will ihn bekleiden, ihn herzeigen, ohne ihn zur Schau zu stellen, ihn schützen, indem sie ihn zur Geltung bringt. Sie näht mir ein Kleid mit Rüschen und einem komplizierten Halsausschnitt. Ich stehe geduldig vor dem Spiegel, als sie die Stoffteile zusammenheftet, mit Nadeln hantiert. Sie entscheidet für mich ein Schicksal als Mädchen, und die Kleider, die sie für mich näht, sind viel zu eng, ersticken mich eher, als dass sie mich umhüllen. Sie merkt nicht, dass sie mich daran hindert, mich zu bewegen, zu atmen, zu widersprechen.

Ich will ausbrechen, lehne diese Sachen ab. Wenn der Sommer kommt, gehe ich mit nackten Füßen über den Sand, nur in einem Badehöschen. Ich tolle in den Wel-

len herum, die am Ufer auslaufen. Das Wasser tut mir gut, ich bin wie in einer Waschmaschine und komme um einiges ruhiger wieder heraus. Anschließend spiele ich mit Sand, forme aber keine Mädchensachen wie Kuchen oder Törtchen, sondern normale Sachen, mit verkalkten Muscheln und stinkenden Algen. Ich vermische Sand und Wasser und stelle mir dabei vor, ich sei eine kleine Baufirma. Ich baue Brücken, Gräben und Burgmauern.

Meine Mutter sagt, eine Prinzessin sei in meinem Turm eingesperrt, eine Prinzessin in einem paillettenbesetzten, langen Kleid, die man befreien müsse. Auf meiner Baustelle hat eine Prinzessin jedoch nichts zu suchen; meinetwegen kann sie krepieren!

Ich habe zwei Augen, zwei Ohren, einen Mund. Man lehrt mich zu sprechen, zu lächeln. Man sagt mir, ich dürfe nicht laut reden. Ich habe zwei Schultern, zwei Arme. Man fordert mich auf, die Taschen zu tragen, wenn wir vom Markt nach Hause gehen. Ich habe zwei Lungenflügel, einen Magen. Man bringt mir bei, mit einer Gabel zu essen und nicht mit vollem Mund zu sprechen. Man schärft mir ein, nicht auf dem Stuhl herumzuzappeln. Die Füße nicht auf den Tisch zu legen. Mein Höschen nicht zu zeigen, wenn ich auf dem Sofa sitze. Mich nicht auf die Erde zu setzen. Man verlangt

von mir, mich noch einmal zu kämmen. Ich habe rote Wangen, zerknitterte Kleidung.

Von einem Tag auf den anderen ist ein Bruder da, den ich nicht im Körper meiner Mutter vermutet hatte. Man legt mir das Baby in die Arme, um mir eine Freude zu machen, damit ich diese neue Realität begreife. Mein Bruder ist schwer. Ein passives Bündel in meinen Armen. Ein Baby, das sich manchmal verbiegt, allen Platz für sich beansprucht, stinkende Duftwolken verbreitet und einen dort drückt, wo es weh tut. Ein pausbäckiger Säugling ohne Haare, massig, kräftig, der einen mit seinem Gebrüll manchmal in den Wahnsinn treibt. Mein Bruder, dessen Kopf trotz seiner zarten Haut oft gerötet ist, der rebellisch und störrisch ist. Helle Wimpern und Härchen. Sein Schädel ist angeblich sehr zerbrechlich, ganz weich, ich lerne das Wort Fontanelle, und mir wird fast übel. Wenn die Knochen nicht zusammenwachsen, wird mir das Hirn irgendwann über die Finger fließen. Mein Bruder macht mir Angst, man weiß nicht, wo er hinschaut, es ist, als wäre ich gar nicht da, als hätte er mich nicht gesehen, nicht gespürt.

Ich beobachte und betrachte den Körper meines Bruders, wenn meine Mutter seine Windeln wechselt. Ich finde ihn unproportioniert und frage mich, ob das normal ist. Die Füße am Ende seiner Beinchen sind erstaun-

lich gelenkig, und sein Kopf erscheint mir viel zu groß. Es gibt bei uns zu Hause kein Wort für das, was er zwischen den Beinen hat. Dieses Ding richtet sich ein bisschen auf, wenn er pinkelt, wenn meine Mutter ihn mit einer Hand auf dem Wickelgestell festhält.

Meine Mutter näht auf einer Nähmaschine, und es klingt am Abend im Wohnzimmer wie das leise Rattern eines Maschinengewehrs. Das Fußpedal unter dem Tisch, mal schneller, mal langsamer. Ihre Hände ziehen den Stoff glatt. Ordnung und Konzentration. Auf die Nadel aufpassen, die kann stechen, sich in den Finger bohren. Das Rattern der Nähmaschine läutet bei uns die Nacht ein. In den Schlaf zu gleiten ist mit diesem Rattern verbunden, und das Vibrieren begleitet mich manchmal bis in meine Träume und strömt durch meinen ganzen Körper, hinter der Trennwand.

In der neuen Wohnung bekomme ich ein eigenes Zimmer, mit einer Tür, die ich abschließen kann. Ich kann darin auf und ab gehen, ich schreite durch den kleinen Raum, gehe um das Bett herum. Ich kann den Stuhl unter meinem Schreibtisch hervorziehen und mich daraufsetzen, ich kann mich mit dem Rücken an die Wand lehnen, mich langsam auf den Boden gleiten lassen, mich auf dem Linoleum ausstrecken und mir vorstellen, ich sei tot, ohne dass sich jemand aufregt. Ich fühle

mich hier zu Hause, es ist das erste Mal, dass ich einen Raum für mich habe, die ganze Luft allein einatmen kann. Ich kann entscheiden, ob ich das Fenster aufmachen will, und dann rauschen sich die Vorhänge und tragen den Verkehrslärm der Straße herein. Ich kann das Fenster schließen, wenn ich Lust habe und mich ganz auf meine Gesichtszüge konzentrieren, die ich im Spiegel eingehend studiere. Ganz neues Aug-in-Aug in der Privatsphäre meines Zimmers, ein Tête-à-tête ohne Zeugen. Ich studiere jedes Detail, jeden Millimeter meiner Haut, vorne, hinten, dafür muss ich mir eine Reihe von Verrenkungen ausdenken, und mir gefällt nicht alles, was ich dabei entdecke. Ich lasse den Luftzug unter mein Bett strömen, die Sachen auf meinem Regal umwerfen und auch die Puppe, die mir meine Tante aus Andalusien mitgebracht hat, und die ich um ihre schönen Füße und die stolze Kopfhaltung beneide.

Immer mehr Puppen bevölkern mein Zimmer, und die kleine Andalusierin ist nicht länger meine einzige Liebe. Ich bin besessen von langen Haaren. Ichbürste, binde zusammen und verknote. Späterbürste ich die Haare der Katze, es ist ein ähnlich seltsames Vergnügen. Glätten, entwirren, hineinfassen, jeden Widerstand beseitigen. Nachdem ich mein Bedürfnis nach Geschmeidigkeit befriedigt und immer und immer wieder dieselben Bewegungen gemacht habe, ziehe ich

meine Puppen an und aus. Véronique, die Dunkelhaarige, ist ziemlich frech, obwohl sie so unschuldig aussieht. Sie trägt ein rotes Kleid, das vorne Knöpfe hat. Natürlich kann ich nicht anders, als es aufzuknöpfen, dann ziehe ich ihr die Unterhose aus, und dann nichts mehr – denn eine Puppe lässt innige Gefühle nicht zu. Wenn ich das harte Plastik in den Händen halte, teste ich, wie biegsam ihre Schulter- und Hüftgelenke sind. Dann drehe ich an ihrem Kopf herum, um zu sehen, ob er sich abschrauben lässt. Ich ziehe, oder besser gesagt, reiße ihr die Beine und Arme aus. Anschließend drücke ich alles wieder an seinen Platz, ohne das Gefühl verspürt zu haben, nach dem ich gesucht hatte. Ich mache aus meiner Puppe eine Art Baukasten aus sechs Teilen, so etwas wie ein Puzzle für geistig Zurückgebliebene.

Allerdings besteht bei einer Puppe das eigentlich Interessante nicht darin, sie auseinanderzunehmen und wieder zusammensetzen. Nachdem ich ihr die Schuhe aus- und dann wieder angezogen habe, ziehe ich ihr auch die weiße Nylonunterhose wieder an, genau wie wenn ich mich selbst anziehe. Der Körper meiner Puppen versetzt mich in einen besonderen Zustand. Als Gegenstand, den man anfasst, und als Person, die man liebt, kann ich an ihnen all meine Sehnsüchte ausleben, meine düstersten Gemütszustände. Ob kaltes Plastik oder zartes Fleisch, eine nach der anderen sind sie Objekt meiner Wut oder meines Trostes. Dabei lösen

sie nichts bei mir aus. Ihre starren Augen, die kleinen, kalten Körper faszinieren mich nicht wirklich, ihre glatte Haut berührt meine eigene Haut nicht, sie sind nur geschlechtslose Figuren, Attrappen, um die sich mein Leben dreht. Ich spiele mit ihnen das Spiel der Erniedrigung. Ich stelle sie alle nebeneinander an der Wand auf. Ich habe elf Schülerinnen in meiner Klasse. Blonde und dunkelhaarige, die jeweils mit einem Arm schwachsinnig an die Decke zeigen. Allein das regt mich schon auf. Die Lehrerin, die ich bin, verliert leicht die Nerven – eine Eigenschaft, die auch meinem Onkel nachgesagt wird. Mein Körper beruhigt sich, doch dafür wird meine Stimme laut. Ich bewege mich nicht mehr und werde immer strenger, und nachdem ich meine beste Schülerin wie üblich mit Lob überschüttet habe, verschärft sich mein Ton immer mehr. Ich zeige mit dem Finger auf die beiden frechen Gören, von denen ich denke, dass sie bestraft werden müssen. Deshalb sind wir hier, die undankbaren Mädchen und ich als Erwachsene, die Mädchen sind ihrer Peinigerin ausgesetzt. Mein Wunsch zu bestrafen erreicht seinen Höhepunkt, es ist ein Drang, der nicht mehr zu bremsen ist. Ich stelle mir vor, wie mein Bruder Fliegen die Flügel ausreißt, und ich fange an, sie zu ohrfeigen, immer kräftiger, dann packe ich die Puppen an den Haaren und schleudere sie schließlich gegen die Wand, nachdem ich ihnen vorgeworfen habe, dass sie faul

sind, unerlaubt geschwätzt und vergessen haben, ihre Hefte unterschreiben zu lassen. Damit lote ich einen neuen Zustand aus, von dem niemand etwas ahnt. Ich lasse mich zu Exzessen hinreißen, ich bin ungerecht und erschreckend grausam, ich habe keine Phantasie, und meine Bestrafungen sind ohne Raffinesse, ich entdecke, dass ich grob und niederträchtig bin, ich inszeniere meine Tobsuchtsanfälle und bin überrascht, wie viel Energie es erfordert, loszuwettern, zu brüllen und zu schlagen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich bei anderen Gelegenheiten Ähnliches empfunden hätte, ich bin ein braves, ruhiges Kind, das eher darauf bedacht ist, zu gefallen als sich aufzulehnen. Es ist das erste Mal, dass ich aus mir herausgehe, dass mein Gesicht vor Wut rot und heiß wird und ich so laut bin, dass sich meine Stimme fast überschlägt. Ich lasse diese unerhörte Aggressivität zu, und das ist ein richtiger Kitzel. Hinterher bin ich atemlos und völlig fertig, meine Puppen haben meinen Puls auf Hochtouren gebracht, meinen Adrenalinspiegel hochschnellen lassen, und ich weiß nicht, wo diese Aggressivität herkommt, die ich spiele. Nach dem Donnerwetter liegen meine Puppen mit nackten Füßen da, strecken die Beine in die Luft, ihre Kleidchen sind hochgezogen, und sie glotzen bestürzt vor sich hin. Mich selbst hat das Gemetzel nicht weiter gestört, nur die zerzausten Haare. Ich sammle die im ganzen Zimmer verstreuten Schuhe wieder ein,

doch ihre Körper richte ich nicht wieder auf. Ich habe keine Lust mehr zu spielen und gehe in die Küche, um etwas zu essen. Ich lasse ein Feld der Verwüstung hinter mir, während mein Bruder auf dem Linoleumboden seines Zimmers vermutlich gerade eine ganze Armee von Soldaten auseinandernimmt.

Meine Mutter näht mir einen Mantel. Der Stoff gefällt mir nicht, braun mit großen Karos. Sie nimmt schon wieder meine Maße, weil sie behauptet, ich sei gewachsen. Immer wenn sie zu meinen Schultern kommt, stößt sie einen Schrei aus und wirft mir vor, ich sei zu quadratisch. Ich weiß nicht, was sie mit »quadratisch« meint. Ich höre, dass meine Cousine Pauline rundlich ist, und ich frage mich, was besser ist, rund oder quadratisch. Hoffentlich ist es nichts Schlimmes.

Wie das Wetter ist, ist mir egal. Ob es Winter ist oder Sommer spielt keine Rolle. Als ich in der Nähe von Lannanau in einem Mündungsarm des Atlantiks ins Wasser gehe, in dem Jahr, in dem ich schwimmen lerne, finde ich es nicht kalt. Es gibt ein Foto, auf dem ich bis zu den Schenkeln im Wasser stehe, mit einem Leoparden-Schwimmreifen. Kaum habe ich entdeckt, wie schön es ist, mit nackten Füßen im Sand zu laufen, kaufen mir meine Eltern Plastiksandalen – wegen der Petermännchen. Fortan leben wir in allen Ferien in Angst vor

Petermännchen, die einen stechen können, und die wir Kinder uns als kleine Monster vorstellen, deren giftiger Stachel auf dem Rücken nur darauf wartet, sich in menschliches Fleisch zu bohren. Als tatsächlich einmal ein Kind in ein Petermännchen tritt, ist der ganze Strand in heller Aufregung. Man bringt den Körper zu einer Erste-Hilfe-Station, der Bademeister übernimmt schließlich das Kommando, und alle geben gute Ratschläge. Man muss auf die Wunde pinkeln, sagen die einen, andere widersprechen vehement und sagen, das gelte nur bei Quallen. Der Angriff eines Petermännchens, von dem wir nicht wissen, dass es ein normaler Fisch ist, gibt unseren Albträumen und all unseren Befürchtungen Nahrung. Meine Eltern warnen uns und nehmen uns jede Lust, an den Strand zu gehen, wegen der Sonnenstiche und der Petermännchen, unseren größten Feinden. Wir ziehen immer brav unsere Plastiksandalen an und verachten alle, die barfuß gehen. Wir verbringen unsere Zeit damit, nach Leuten Ausschau zu halten, die keine Sandalen tragen. Wenn wir jemanden erspähen, lassen wir den Betreffenden nicht aus den Augen und warten nur darauf, dass er gleich einen Schrei ausstoßen wird. Wir haben Glück, so verantwortungsbewusste Eltern zu haben – das trifft nicht auf alle Eltern zu, sagt meine Mutter. Sie sagt, dass man sich hinterher nicht wundern soll. Für Kinder, die ertrinken, gilt dasselbe, meine Mutter hält diese Erwach-

senen für leichtsinnig. Sie sagt, dass sie dann hinterher nicht heulen sollen. Das verdirbt uns die Ferien ein bisschen, denn so viele Gefahren, die überall lauern, verderben uns die Lust am Spielen. Am Abend, im Ferienbungalow, sind Stechmücken die große Bedrohung. Es ist lästig, einen Körper zu haben, so viel Körperoberfläche. Ich denke mir, dass es besser wäre, wenn man seine Haut einfach abstreifen und an einer Leine aufhängen könnte.

Mein Vater wird manchmal auch sonntags zur Arbeit gerufen. Wenn ein Anruf kommt, schnappt er sich die Wagenschlüssel und rennt zur Tür hinaus. Nur meine Mutter weiß dann, worum es geht. Mein Vater zeichnet Phantombilder, er identifiziert Mörder und auch die ermordeten Körper. Bei einem Essen mit der Verwandtschaft sagt er einmal, nachdem er mit meinem Onkel ein paar Gläser getrunken hat, dass Selbstmörder sich gern den Sonntag oder Feiertage aussuchen. Meine Mutter wirft ihm einen bösen Blick zu, sie will nicht, dass er vor den Kindern so etwas sagt. Einmal sagt er beim Essen, dass er kein blutiges Fleisch mehr isst, wegen seines Berufes. Aber dabei lacht er, als hätte er einen guten Witz gemacht.

Mir ist egal, was ich esse. Ich habe keine Phobien und keine Abneigungen, keine Ticks. Ich sortiere nicht die

Karottenscheiben oder Champignons aus und lege sie an den Tellerrand. Ich bin eine dankbare und gute Esserin. Ich bin höflich und neugierig. Die ideale Tischgenossin, offen für neue Erfahrungen. Nur eine Mahlzeit hat mich etwas irritiert. Wir sind bei meinen Großeltern mütterlicherseits in ihrem Haus am Ufer der Rhône – das es nicht mehr gibt, seit Rhône-Poulenc sein Firmengelände vergrößert hat. Meine Großmutter eilt zwischen dem Laden vorne und der Küche im hinteren Teil hin und her, wo ihr »Boudin« – Blutwurst mit gedämpften Äpfeln – vor sich hin köchelt, was ihr mit ihren mit Krampfadern überzogenen Beinen sichtlich schwerfällt. Immer wenn Kundschaft ihren kleinen Laden betritt, bimmelt ein Glöckchen, und meine Großmutter springt auf. An dem besagten Tag brennt der Boudin in der Pfanne an, und die ganze Küche ist voller Rauch.

Wir reißen die Fenster auf und beginnen dann zu essen, und ich stelle fest, dass mir der Boudin nicht schmeckt. Es ist das erste Mal, dass mich etwas anekelt. Das Problem ist, dass ich die Blutwurst vor dem Kochen gesehen habe, ausgebreitet auf dem Papier, flach und so anschaulich, und dass mein Großvater sich einen Spaß daraus macht, uns lang und breit zu erzählen, wie man ein Schwein ausbluten lässt. In meinem Kopf verbinden sich diese Dinge miteinander: Das Quieken des Schweins und sein Blut, das in die Wanne fließt und

schließlich auf meinem Teller gelandet ist. Ich schaffe es nicht, den Boudin von den karamellisierten Apfelstücken zu trennen, indem ich sie jeweils auf eine andere Seite schiebe, das gekochte Blut hat dunkle Flecken an den Apfelstücken hinterlassen, sie sind verschmutzt und nicht mehr zu retten. Ich werde wütend auf die Erwachsenen, die dieses widerliche Gemisch offenbar mögen. Warum die Äpfel verschwenden, die ein leckeres Dessert ergeben hätten, wenn man sie im Backofen gebraten hätte? Warum muss man sie mit dieser ordinärsten aller Beilagen kombinieren, dieser matschigen, weichen Pampe? Ich rühre meinen Teller nicht an, sondern schaue aus dem offenen Fenster auf die Blumen im Garten, die Stockrosen, deren Köpfe zu sehen sind. Als sich meine Großmutter vom Tisch erhebt, weil es wieder gebimmelt hat, starre ich mit Entsetzen auf die Knoten, die ihre Krampfadern unter den Strümpfen bilden, und ihre gewundenen, angeschwollenen Venen erscheinen mir plötzlich, als würde das Blut des Schweins darin fließen, mehr violett als rot, fast so schwarz wie das Zeug auf meinem Teller. Etliche Jahre später erzählt mir meine Mutter, wie meine Großmutter geschrien hat, als die Ärzte auf ihre Venen drückten, um die gefährlichen Blutgerinnsel herauszupressen, und da muss ich an den Schrei des armen Schweins denken, dem die Gurgel durchgeschnitten wird, und der nicht mehr verebben will.